

dtv

Ende der Achtzigerjahre lebt Louise in Berlin, aufgewachsen aber ist sie in Belay, einer kleinen Gemeinde in der Normandie. Als ihre Großtante stirbt, kehrt sie zum ersten Mal nach langer Zeit nach Frankreich zurück. Überraschend trifft sie dort auf Ida Kempf, eine ihr bislang unbekannte Großcousine. In einem Strandcafé beginnt Ida, aus ihrem Leben zu erzählen und Louise erfährt, was ihr bislang verschwiegen wurde: Während die Deutschen Frankreich besetzten, verliebte sich Paulette, die Mutter von Louise, in Franz, einen Wehrmachtssoldaten – ein Skandal in Frankreich und für die Familie. Doch gibt es noch weit mehr, was verheimlicht wurde.

In einer schönen, bilderreichen Sprache erzählt Odile Kennel die Geschichte einer Familie aus der Normandie, die eng mit den historischen Ereignissen verbunden ist. Ein lebenskluger, eindringlicher Roman über Väter, die unbekannt blieben, Töchter, die nach Deutschland flohen, Geschwister, die nichts voneinander wissen, über Ebbe und Flut, über rasierte Haare, Goldknöpfe und feine Stoffe, über Missgunst, Verrat und Freundschaft – und über die ebenso mächtige wie fragile Erinnerung daran.

Odile Kennel wurde 1967 in Bühl/Baden geboren und wuchs zweisprachig (deutsch-französisch) auf. Sie studierte Kultur- und Politikwissenschaften und arbeitete von 1996 bis 2004 in der Kulturvermittlung. Seit 1999 lebt sie in Berlin. Sie übersetzte Dichter wie Arnaldo Antunes, Jacques Darras, Angélica Freitas, Ricardo Domeneck, D.G. Helder und Jean Portante ins Deutsche. 2000 veröffentlichte sie die Erzählung ›Wimperfingel‹, 2011 den Roman ›Was Ida sagt‹ und 2013 den Gedichtband ›oder wie heißt diese interplanetare Luft‹.

Odile Kennel

Was Ida sagt

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Odile Kennel ist
im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
oder wie heißt diese interplanetare Luft (24973)

Die Autorin dankt dem Auswärtigen Amt für die Förderung der
Recherchen zu ihrem Buch sowie der Akademie der Künste für das
Alfred-Döblin-Stipendium.

Das Zitat von Elisabeth Bishop stammt aus dem Gedicht ›Santarém‹,
das in dem Band ›Elisabeth Bishop, Alles Meer ein gleitender Mar-
mor. Gedichte. Zweisprachig. Herausgegeben, übersetzt und mit einer
Einleitung von Klaus Martens‹ abgedruckt ist.

**Ausführliche Informationen
über unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



Von der Autorin neu durchgesehene Ausgabe
2014
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© Deutscher Taschenbuch Verlag 2011
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagfoto: plainpicture/Millennium/Sherry Ness
Gesetzt aus der Electra
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14329-5

*»Gewiss könnte ich mich an alles
falsch erinnern nach, nach – wie vielen Jahren?«*

Elizabeth Bishop

Berlin, Belay

Nichts hat Louise gedacht, als Ida ihr mit der Hand über den Hinterkopf gefahren ist. Sie ist einfach nur erschrocken, denn wer rechnet schon damit, dass einem jemand auf einer Beerdigung über den Hinterkopf fährt, niemand rechnet damit, auch dann nicht, wenn die Haare so kurz geschoren sind, dass der Reiz, sie anzufassen, unwiderstehlich erscheint – wie fühlt sich das an, darf ich mal –, und ehe man sich's versieht, streicht einem eine wildfremde Person über den Kopf, aber doch nicht auf einer Beerdigung, doch nicht, wenn die Trauergäste einem böse Blicke zuwerfen, weil sie den Haarschnitt für eine Provokation halten, aber nichts sagen, denn man wahrt Haltung auf Beerdigungen, man kommt zum Gottesdienst, man bringt Blumen mit, man trägt angemessene Trauerkleidung und keinen Rucksack.

Nichts dachte Louise also, sie erschrak und nahm im selben Augenblick wahr, dass die Berührung sie gleichermaßen empörte wie genussvoll erschauern ließ, denn es fühlt sich gut an, wenn einem jemand, und sei es jemand Unbekanntes, vom Nacken bis zum Scheitel über die kurz geschorenen Haare streicht. Was heißt hier unbekannt – die Frau um die sechzig, der sich Louise gegenüber sah, als sie sich umdrehte, kam ihr

nicht wirklich bekannt, aber doch so vertraut vor, dass sie einen Moment zweifelte, ob die Frau weiter vorne im Trauerzug, die sie für ihre Mutter hielt, tatsächlich ihre Mutter war. Bis sie begriff, dass sie vor Ida stand, der Cousine ihrer Mutter, der Tochter der Verstorbenen und ihrer eigenen Cousine unbekanntes Grades, von deren Existenz sie bis vor wenigen Tagen nichts gewusst hatte. Louise dachte »Cousine« und »unbekanntes Grades«, aber nicht »Mutter«, nicht »mère« und auch nicht »maman«, sondern »Paulette«, denn seit sie vor elf Jahren ihren Geburtsort, eine kleine normannische Gemeinde namens Belay, verlassen hatte, war aus ihrer Mutter für sie »Paulette« geworden. Nicht von heute auf morgen, Louise hatte kein Zeichen setzen wollen, sondern allmählich, als habe die räumliche Entfernung sich in den Worten niedergeschlagen – von ihrer Mutter mit dem Vornamen zu sprechen, war für Louise ein Ausdruck von Distanz und nicht etwa von Intimität.

Belay zu verlassen und nach Berlin zu gehen war hingegen eine Entscheidung gewesen, die sie mit siebzehn, kurz vor dem Abitur, auf der Beerdigung ihres Vaters getroffen hatte, auf eben diesem Friedhof, wo heute ihre Großtante Adrienne zu Grabe getragen wurde. Sie war damals im weißen Hemd, in schwarzer Männerhose mit Hosenträgern, schwarzem Sakko und Sonnenbrille erschienen, und während sie wie jetzt auf den Rücken ihrer Mutter gestarrt und in ihrem eigenen Rücken die Blicke der Trauergäste gespürt hatte, war ihr klar geworden, dass sie unmöglich bleiben konnte, nicht bei ihrer Mutter, nicht einmal in der Nähe ihrer Mutter, und dass sie weggehen würde, um ein eigenes Leben zu beginnen, andere Orte kennenzulernen und zu studieren, aber vor allem, um nicht zurückzukehren.

Was willst du in Berlin, fragten ihre Klassenkameraden, und

sogar ihr bester Freund Grégoire zog die Augenbrauen hoch, aber wieso denn Deutschland? Louise zuckte mit den Schultern, man muss doch nicht immer alles erklären, oder?

Niemand verlangte heute eine Erklärung dafür, warum sie nach elf Jahren ausgerechnet zur Beerdigung einer Großtante, der sie nicht einmal besonders nahegestanden hatte, dann doch nach Belay gekommen war. Und wenn, so hätte sie geantwortet, ich bin aus beruflichen Gründen in der Gegend.

Sie hatte wenige Monate zuvor eine Assistentenstelle in einem Forschungsprojekt über die deutsche Besatzung in der Normandie angetreten und bereiste für erste Recherchen vor Ort den Cotentin. Sie war hier geboren, auf dieser Halbinsel, die sie in Gesprächen in Berlin immer erst verorten musste – nein, nicht Deauville, nicht Trouville-sur-Mer, weiter westlich, schon zum Atlantik hin, der Zipfel oberhalb der Bretagne und des Mont-Saint-Michel –, sie war Muttersprachlerin, wie man auf Deutsch so schön sagte, und war genau deshalb aus nicht wenigen Bewerbern ausgewählt worden. Als sie mit ihrer Freundin auf die Zusage anstieß – es war ihre erste Stelle, das Ende einer langen Reihe von Nebenjobs, wie sie hoffte –, fragte diese, wirst du deine Mutter besuchen?

Meine Mutter? Nein, wieso?

Und nach einer Pause, in der Louise versuchte, das rückwärtige Etikett des Rotweins zu entziffern, als bärgen die winzigen Schriftzeichen eine Antwort auf die entscheidenden Fragen des Lebens, fügte sie hinzu, keine Ahnung, mal sehen. Wenn Belay zu den Orten gehört, die ich für die Recherche besuche, vielleicht.

Sie hatte sich diese Frage bis dahin nicht gestellt, hatte sich nicht für das Projekt beworben, um einen Grund zu haben, auf den Cotentin zu fahren oder ihre Mutter wiederzusehen,

sondern weil sie eine Stelle suchte und darüber hinaus hoffte, im Rahmen des Projekts ein Thema für ihre Doktorarbeit zu finden. Vielleicht hätte sie im Zuge ihrer Reisevorbereitungen auch ohne die Frage ihrer Freundin die Entscheidung, Belay fernzubleiben, noch einmal überdacht, vermutlich wäre sie bei ihrem Entschluss geblieben und hätte, als sich herausstellte, dass Belay zu ihren Zielen gehörte, nichts unternommen, das auf ein Treffen mit Paulette hinauslaufen könnte – wenn nicht an dem Tag, an dem sie sich auf den Weg zum Bahnhof machte, um ihre Fahrkarte zu lösen, die Todesanzeige für ihre Großtante Adrienne im Briefkasten gelegen hätte. Wie immer, wenn Louise Post von ihrer Mutter erhielt, zu familiären Anlässen, zu Weihnachten oder zu Neujahr, meist eine vorgedruckte, mit wenigen handschriftlichen Worten ergänzte Karte in einem Umschlag, der bereits den Inhalt erahnen ließ – rosa oder blau für Geburten, aufgedruckte Eheringe für Hochzeiten, bunte Dekorationen für Feste –, wie immer hätte sie am liebsten das Briefkastentürchen wieder geschlossen und so getan, als gäbe es den Brief nicht, dessen schwarze Umrandung ihr wie der Rahmen einer Geschichte erschien, in die sie nicht hineingezogen werden wollte. Wie immer holte sie ihn dann doch heraus, suchte mit dem Finger nach einem Ansatz, den Umschlag zu öffnen, ungeduldig, zerstreut, weil es ihr wie ein aufgezwungener Akt vorkam, dem sich zu verweigern ihr nicht gelingen wollte. Die Haustür wurde aufgeschoben, sie hob den Kopf und registrierte, dass der Mann mit Fahrrad, der flüchtig grüßte, sie an jemanden erinnerte, wusste aber nicht, an wen, und nachdem er im Hof verschwunden war, hatte sie endlich eine Öffnung in die obere Kante des Umschlags gepult, riss ihn auf und fischte die Karte heraus.

*Madame Ida KEMPF, née LÉCONTE, sa fille
Monsieur François LÉCONTE, son fils
Monsieur et Madame Vincent CASTEL
Monsieur et Madame Jérôme CASTEL
Madame Paulette DUHAMEL, née COLIN
ses nièces et neveux, leurs épouses et époux
et toute la famille
ont la profonde douleur de vous faire part du décès de*

*Madame Adrienne LÉCONTE
née CASTEL*

*survenu le 10 septembre 1989, à Belay, à l'âge de 82 ans.
Les obsèques seront célébrées le vendredi 15 septembre 1989,
à 14 h, à l'Abbaye de Belay.
L'inhumation se fera au cimetière de Belay.*

Die Verstorbene, Adrienne Leconte, geborene Castel, war eine Tante ihrer Mutter, mit anderen Worten ihre Großtante gewesen, und ihre Mutter, Paulette Duhamel, hatte der Todesanzeige nichts Persönliches hinzugefügt. Louise wollte die Karte schon in den Umschlag zurückstecken und sie in der Mülltonne im Hof entsorgen, da stellte sie fest, dass sie den ersten Namen auf der Karte, Ida Kempf, nicht kannte. Dass sie, obwohl ihre Großtante Adrienne früher jedes Jahr mindestens ein Wochenende während der Sommerferien mit ihnen im Familienchalet verbracht hatte – oft in Begleitung ihres Sohnes François, an den Louise sich folglich, wenngleich ungern, erinnerte –, dass sie also nichts von der Existenz einer Tochter ihrer Großtante wusste.

Die Neugier fuhr wie ein Ruck durch ihren Körper, ver-

scheuchte die Schläfrigkeit, die ihr noch in den Gliedern steckte, verlieh den Dingen um sie herum eine ungewohnte Schärfe, sie fühlte die ansonsten kaum merkliche Rauheit des Umschlags in der Hand und meinte, obwohl es unwahrscheinlich war, dass jemand Anfang September schon heizte, Braunkohle aus dem Bohnerwachsgeruch des Treppenhauses herauszuriechen, verkochten Kohl mehrerer Generationen und einen leichten Duft nach Erdbeere, den sie sich nicht erklären konnte. Dann überkam sie ein Schwindel, sie spürte die Wirkung der Schwerkraft auf ihre Zellen, die Trägheit, die sie erfasste, und den Widerwillen, der sich beim Gedanken an die Karte mit der Todesanzeige wie eine Schicht um ihr Hirn legte. Sie brachte die Schritte zwischen Briefkasten und Vorderhaustreppe hinter sich und ließ sich auf die Stufen fallen. Dort saß sie, bis Schwindel und Widerwillen nachließen, und suchte nach einer Erklärung für dieses offenbare Missverständnis zwischen Verstand und Körper. Denn was hatte sie, außer ein paar gemeinsam verbrachten Ferienwochenenden, mit der verstorbenen Adrienne zu tun, was mit ihrer Tochter Ida, die rein zufällig einen deutschen oder vielleicht auch elsässischen Nachnamen trug und zu ihr in einem verwandtschaftlichen Verhältnis stand, für das sie nicht einmal einen Namen hatte? *Petite cousine*? So wurde, soweit sie wusste, die Tochter einer Cousine bezeichnet. Das war sie für Ida. Aber was war Ida für sie?

Drei Tage später stieg Louise in Paris am Gare du Nord aus dem Nachtzug, nahm die Metro bis Montparnasse, durchquerte die nicht enden wollenden Metrogänge zum Bahnhof zielstrebig und ohne auf Menschen oder Werbung zu achten, als könne die geringste Ablenkung sie von ihrem Entschluss, an

Adriennes Beerdigung teilzunehmen, abbringen, und gönnte sich erst am Bahnhof eine Verschnaufpause und ein rasches Frühstück im Stehen. Der Zug nach Granville wurde bereitgestellt, sie fand zwei nicht reservierte Plätze und war froh, dass der Sitz neben ihr frei blieb. Sie wollte es vermeiden, in ein Gespräch verwickelt zu werden, wollte nicht die Blicke aus den Augenwinkeln heraus auf ihre kurz geschorenen Haare ertragen müssen. Der Zug nahm zögerlich Fahrt auf, und sie zwang sich, ihren Atem dem Klack-klack der Räder auf den Gleisen anzupassen. Einatmen, klack-klack, ausatmen, klack-klack, einatmen, klack-klack, ausatmen, klack-klack. Wie vor elf Jahren, als sie den Zug in umgekehrter Richtung genommen hatte.

Ihren Koffer behielt sie im Auge. Neben den anderen, moderneren Koffern im Gepäckbereich wirkte er wie ein Relikt aus der Zeit der Schnappverschlüsse, braun, aus Pappe und durch einen Gürtel zusammengehalten. Sie hatte ihn 1978 vor ihrem Aufbruch nach Berlin auf dem Dachboden hinter einem Stapel Kartons gefunden, er war ihr in der Größe passend erschienen und passte zu ihr, wie sie fand.

Sie sah sich die Treppe zum Dachboden hinaufstürmen und am Ende der Treppe innehalten, sah den dämmerigen Dachboden vor sich, der nach sehr trockenem Holz und nach Staub roch, erinnerte sich, wie auf der Schwelle ihre Wut der Ehrfurcht gewichen war, weil die Dinge bei ihrem Eintreten den Atem anhielten, als hätte Louise sie ertappt oder als wüssten sie um die Bedeutung des Augenblicks, die sich nur ihnen selbst erschloss. Dann hörte Louise unten eine Tür knallen und ihre Entschiedenheit war wieder da, sie ging, während sie noch versuchte, sich einen Überblick über das Gewirr der Dinge zu verschaffen, einige Schritte auf eine Ecke zu, in der eingekleidet zwischen Kartons, Korbesseln und zusammengerollten Teppich-

chen zwei Milchkannen leuchteten, wollte sich schon wieder abwenden, da entdeckte sie den Koffer. Es war nicht der Koffer, den sie suchte, doch er gefiel ihr besser als der aus hellbraunem Kunstleder, den ihr Vater für sie gekauft hatte, als sie das erste und einzige Mal ins Ferienlager gefahren war. Sie zwängte sich zwischen Kartons und Korbsesseln hindurch und angelte nach dem Koffer. Er war leicht, also leer. Sie legte ihn unter eine der Luken, die mit ihrem staubigen Licht die Winkel des Dachbodens kaum zu erhellen vermochten, und drückte seine Verschlüsse auseinander. Mit einem leichten Knirschen sprangen sie auf. Innen war der Koffer mit beige-braun kariertem Papier ausgelegt, das sich an den eingerissenen Stellen wie alter Lack zusammenrollte.

Louise erinnerte sich, dass sie vergeblich versucht hatte, das handgeschriebene, schon halb abgelöste Etikett an der Innenseite des Deckels zu entziffern, und dass sie es schließlich ganz entfernte. Und sie erinnerte sich an die Reaktion ihrer Mutter, die angesichts des halbgepackten Koffers in Louises Zimmer nicht etwa nach dem Grund des Kofferpackens, sondern nach dem Koffer selbst fragte.

Wo hast du den her? Liegt das Zeug immer noch irgendwo herum?

Louise wusste nicht mehr, ob sie die Frage beantwortet und ob sie sich Gedanken darüber gemacht hatte, was ihre Mutter mit »immer noch« und »irgendwo« meinte. Ob diese Worte überhaupt gefallen waren oder ob Louise sie Paulette, während der Zug sich Schicht um Schicht aus der Pariser Banlieue schälte, im Nachhinein in den Mund legte.

Ihr plötzlich schneller schlagendes Herz war der Erkenntnis einen Augenblick voraus: Die unleserliche Schrift auf dem Etikett war Sütterlin gewesen, und »Knmpf«, wie sie damals vor

sich hin gemurmelt hatte, nichts anderes als »Kempf«. Louise griff nach dem Rucksack, nestelte an seinen Schnallen, wühlte, bis sie die Karte mit der Todesanzeige fand, und starrte in Erwartung weiterer Erkenntnisse auf den Namen Ida Kempf. Sie las sorgfältig die anderen, ihr wohlbekannten Namen, und ihr war, als rege sich hinter ihnen etwas, das sie nicht zu fassen bekam, das aber in ihrem Körper ein Echo hervorrief, eine Bewegung, die sich in Schwindel oder Herzklopfen ausdrückte und von einer Erinnerung herrührte, zu der ihr die Schlüssel abhandengekommen waren.

Allmählich wurde die Landschaft hügeliger, der Zug durchquerte kleine Täler mit einzelnen Gehöften und Kühen, die sich bedächtig bewegten und langsam den Kopf hoben, als gehörten sie einer anderen Zeitrechnung an. Louise war erstaunt über das dunkle, üppige Grün. Die Erinnerung ist verblasst, dachte sie auf Deutsch, schloss die Augen und sah hellbraune Kühe auf mattem Grün dahinschreiten. Immer mehr Kühe schlossen sich an, liefen einem hellgrauen Sarg hinterher, doch als Louise genauer hinsah, war er durchsichtig, ihre Großtante Adrienne lag darin und blickte sie vorwurfsvoll an. Der Sarg schaukelte auf dem Wasser, wurde allmählich aufs offene Meer hinausgetrieben, und kurz bevor sie ihn aus den Augen verlor, wusste Louise, dass nicht Adrienne, sondern Paulette darin lag. Sie erschrak und wachte auf. Der Zug fuhr in den Bahnhof von Granville ein, und ihr war, als schöbe er sich in eine entfernte Enklave ihres Lebens, in den Kopfbahnhof ihrer Vergangenheit, aus dem es kein Zurück, oder nur ein Zurück, kein Weiterkommen gab.

Auf dem Bahnsteig stellte sie den Koffer ab, reckte sich und sog die salzige Luft, den Geruch nach Schlick und Tang ein, der vom Hafen hochwehte. Sie drehte das Gesicht zur Sonne

und schloss die Augen. Sah sich wieder auf dem Bahnsteig stehen, bevor sie im Sommer 1978 den Zug in die andere Richtung, aus dem Bahnhof heraus, genommen hatte. Sah sich das Gesicht wie jetzt der Sonne zuwenden, hinter den geschlossenen Lidern eine unbekannte Stadt namens Berlin, von der sie nur gehört und wenige Bilder gesehen hatte, die sich in Bewegung setzten, ein Film mit unbekanntem Protagonisten, in dem auch ihr eine Rolle vorbehalten war. Dass sie nicht wusste, welche, hatte sie mit Erregung erfüllt, mit Ungeduld.

Um ein Haar hätte sie damals den Zug verpasst, weil das Auto ihres Freundes Grégoire, der sie zum Bahnhof brachte, sich von einem Augenblick zum nächsten nur noch im Schrittempo vorwärtsbewegte. Bergauf beugten sie sich nach vorne und konzentrierten sich auf das Ende der Steigung, wo der Himmel an die Straße grenzte, sie sprachen dem Auto gut zu und vergaßen für einen Moment den nahenden Abschied. Vor dem Bahnhof ließ Grégoire den Motor laufen, da er fürchtete, das Auto ansonsten nicht wieder in Gang bringen zu können, und Louise war das recht, denn sie scheute die ungelassenen Abschiedsworte, die Tränen, die, ob man will oder nicht, an die Oberfläche geschwemmt werden, als wüssten sie mehr als man selbst. Und so küssten sie sich rechts-links-rechts, melde dich, sagte Grégoire, lass mir deine Adresse zukommen, klar, antwortete sie, wir bleiben in Kontakt.

Das blieben sie auch, ein paar Jahre lang. Grégoire schickte ihr sein Hochzeitsbild und die Geburtsanzeige seines ersten Kindes. Louise war es, die auf die Geburtsanzeige oder einen späteren Brief nicht mehr reagierte. Sie zögerte die Antwort so lange hinaus, bis die verstrichene Zeit selbst zur Erklärung für ihr Schweigen wurde. Jetzt, mit geschlossenen Augen auf dem Bahnsteig von Granville, vermisste sie Grégoire.

Die Sonne erhitzte ihre Haut, wie sie es nur am Meer vermag, wo die Salzkristalle in der Luft wie winzige Brenngläser wirken. Das Salz ist es, das die Luft am Meer kantiger, das Licht klarer, die Körper unmittelbarer erscheinen lässt, erbarmungslos den Blicken ausgesetzt, und erst gegen Abend werden Licht und Körper weich, wunschlos, wie sie es fern vom Meer nie sind, das Salz in der Luft schärft oder verwischt die Konturen, lässt keine Abstufung zu.

Auch Bahnhöfe lassen keine Abstufung zu, man fährt weg oder kommt an, betritt den Bahnsteig oder will in die Stadt, und dazwischen liegt die Bahnhofshalle als Schleuse, durch die Louise nun schritt, zögerlich, atemlos, weil sie sich gegen die Bedeutungsschwere wehrte, die, wenn sie sich zu abrupt bewegte, über sie hereinbrechen würde. *Le retour!* Rückkehr!, dachte sie, dachte, was für ein gewichtiges Wort, widersprach sich selbst: Ich kehre nicht zurück. Ich bin wieder hier.

Existierten große Gefühle tatsächlich, oder gab es so etwas wie ein überliefertes Bündel, das über Generationen hinweg weitergereicht wurde und in dem, fertig geschnürt, jedem Ereignis das angemessene Gefühl zugeordnet war? Und nur jene Gefühle waren echt, die sich in überraschenden Momenten einstellten? Oder waren auch sie Teil der Überlieferung, Überraschung unmöglich, Echtheit eine Illusion?

Louise wäre am liebsten die steilen, engen Treppen zur Oberstadt hinaufgestiegen, hätte sich vergewissert, ob Ebbe war oder Flut – das Hafenbecken leer oder voll, die Stadt ein auf einer Sandbank gestrandeter Wal oder eine Insel –, und hätte ihre innere Uhr mit den Gezeiten in Einklang gebracht. Ihre Armbanduhr, ein Geschenk ihres Vater, zeigte an, dass hierfür keine Zeit blieb, wenn sie rechtzeitig zur Beerdigung kommen wollte. Sie fragte einen Taxifahrer nach der Autovermietung

und wickelte die zur Bereitstellung eines Mietwagens notwendigen Schritte ab, ohne sich auf das Gespräch einzulassen, das der Mann hinter dem Schalter gerne in Gang gebracht hätte.

Sie sind von hier und leben dort?, fragte er und schielte auf ihre Haare.

Was heißt hier, was heißt dort, dachte sie und war froh, im Auto zu sitzen, mit dem sie in den kommenden zweieinhalb Wochen auf dem Cotentin unterwegs sein würde. Sie hatte in Absprache mit ihren Kollegen den genauen Ablauf der Reise geplant, deren offizieller Teil am Montag begann. Heute war Freitag und Adriennes Beerdigung, bei der sie hoffte, Ida Kempf zu begegnen – wenngleich sie nicht genau wusste, was sie sich davon versprach außer der Befriedigung ihrer Neugier, und keine Ahnung hatte, wie sie sich verhalten würde, wenn es tatsächlich zu der Begegnung käme. Versuchte sie, darüber nachzudenken, brachte ihr Hirn der Ansammlung von »Wenn ... dann«-Fällen wie schon in Berlin bei der Entdeckung ihrer unbekannteren Verwandten Trägheit und Widerwillen entgegen. Das beunruhigte sie, denn sie war, wenn es um familiäre Angelegenheiten ging, lieber vorbereitet.

Im Anschluss an die Beerdigung würde sie sich ins Auto setzen und sich an der Küste nördlich von Belay ein Hotel suchen. Sie wollte das Wochenende nutzen, um in Ruhe anzukommen, sich zu orientieren, sich im Hotel einzurichten, denn von dort aus würde sie die Orte besuchen, die im Zusammenhang mit ihrem Forschungsprojekt von Interesse waren. Zuerst Saint-Lô, wo sie Frauen und Männer befragen wollte, die die fast vollständige Zerstörung der Stadt durch Luftangriffe und Gefechte nach der alliierten Landung 1944 überlebt hatten, dann einige kleinere Orte wie Belay, die während der wochenlangen Kämpfe im Sommer 1944 zerstört oder schwer beschädigt worden wa-